

JUGEND

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1936 / NR. 48



Das histor. Tor am Dölitzter Schloß bei Leipzig

Richard Püttner



Die Taube

v. Riedemann (phot.)

DAS PUPPENHAUS

VON KATHERINE MANSFIELD

Als die gute alte Mrs. Hay nach ihrem Besuch bei den Burnells wieder in die Stadt zurückgefahren war, schickte sie den Kindern ein Puppenhaus. Es war so groß, daß es der Fuhrmann zusammen mit dem Hausmeister in den Hof trug. Da stand es nun, auf zwei Kisten aufgebaut, neben der Lüre zur Futterkammer. Es konnte ihn nichts passieren, denn es war Sommer. Und vielleicht würde der Geruch nach Staffbe weg sein, bis es herangebracht werden mußte. Das Puppenhaus war von einem fatten, öligen Spinatgrün, mit gelbem Gelb verziert. Seine zwei festen kleinen Kamine, die auf dem Dach ritten, waren rot und weiß bemalt, und die Lüre, die von gelbem Lack schimmerte, sah aus wie eine Scheibe Malzjuder. Vier Fenster, richtige Fenster, waren durch breite grüne Streifen in Rahmen aufgeteilt. Der Hof an der Seite hatte sich gesammelt. Der Hausmeister stemmte die Wand mit seinem Taschmesser auf, die ganze Vorderseite des Hauses schwang zurück — und sich da! mit eins und im gleichen Augenblick sah man in Wohn- und Esszimmer, die Küche und zwei Schlafzimmer. So sollte sich jedes Haus öffnen! Woviel aufregender, als durch einen Türspalt in eine elende kleine Diele mit Garderobeständer und zwei Regenschirmen zu lugen! Das ist es — oder nicht? —, was man von einem Haus wissen möchte, wenn man die Hand auf die Klinke legt. Vielleicht ist das die Art, wie Gott in Schutz der Nacht die Häuser aufst, wenn er mit einem Engel einen stillen Rundgang macht...

„Oh, oh!“ Die Burnellkinder fenstern, als läte es wohl. Es war zu wundervoll. Es war zu viel für sie. Sie hatten nie etwas dergleichen in ihrem Leben gesehen. Sämtliche Zimmer waren tapetiert. Es hingen Bilder an den Wänden, sogar mit den Goldrahmen auf die Tapete aufgemalt. Keine Teppiche bedeckten alle Böden, ausgenommen die Küche; rote Plüschstühle im Wohnzimmer, grüne im Esszimmer. Lische, Betten mit richtigem Bettzeug, eine Wiege, ein Herd, eine Anrichte mit kleinen Tellern und einem großen Krug. Aber was Regia mehr als alles entzückte, was sie begehrte, war die Lampe. Sie stand mitten auf dem Wohnzimmertisch, eine süße kleine Alabasterlampe mit weißem Glasfurg.

Sie war sogar richtig zum anzünden gefüllt, wenn man sie auch freilich nicht anzünden konnte. Aber es war etwas darin, das wie Petroleum aus sah und schaukelte, wenn man es schüttelte. Die Lampe war einzig schön. Sie schien Regia anzulächeln und zu sagen: „Hier wohne ich!“ Die Lampe war lebendig.

Die Burnellkinder konnten am nächsten Morgen kaum schnell genug zur Schule kommen. Sie brannten darauf, jedem zu erzählen, zu beschreiben, kurz: mit ihrem Puppenhaus zu spielen, ehe die Schulglocke läutete. „Ich erzähle“, sagte Jhabell, „denn ich bin die Älteste. Und ihr könnt dann auch reden. Aber ich erzähle zuerst.“ Darauf war nichts zu antworten. Lottie und Regia kanten zu gut die Vorecchte, die sich an die Erstgeborenen knüpfen. „Und ich bestimme, wer zuerst kommen und es anschauen darf. Mutter hat gesagt, das darf ich.“

Denn es war ausgemacht worden, daß sie, so lange das Puppenhaus im Hof stand, die Mädchen aus der Schule, jeweils zwei zugleich, herbeikommen dürften, um es ihnen zu zeigen. Nicht zum Ede natürlich, oder um durchs Haus zu trampeln. Sondern nur um eben still im Hof dazusitzen, während Jhabell die Schönheiten erklärte und Lottie und Regia stolze Geschwister machten...

Die Pause kam und Jhabell wurde umringt. Die Mädchen ihrer Klasse schritten sich fast, den Arm um sie zu legen, mit ihr besetzte zu gehen, sich schmeichelnd anzuschmiegeln, ihre Busenfreunden zu sein. Sie hielt richtiggehend Hof unter den hohen Bäumen neben dem Spielplatz. Und die einzigen Zwei, die außerhalb des Ringes blieben, waren die Beden, die immer abseits standen: die kleinen Kelveys.

Denn Tatsache war, daß die Schule, welche die Burnellkinder besuchten, keine Wege der Drei war, welchen ihre Eltern gewöhnt hätten, wenn es eine Wahl gegeben hätte. Aber es gab keine. Es war meilen

weit die einzige Schule. Und die Folge war, daß sich alle Kinder der Nachbarschaft untereinander mischen mußten. Aber irgendwo mußte der Trennungsfurch gezogen werden. Es wurde bei den Kelveys gezogen. Viele der Kinder, unter ihnen die Burnells, durften nicht einmal mit ihnen sprechen. Sie gingen mit hochgehobenen Köpfen an den Kelveys vorbei, und da sie in allen Dingen des Betragens den Ton angaben, wurden die Kelveys von jedermann geschnitten. Die Kelveys waren die Töchter einer braven, hartarbeitenden Wäscherin, die tagtäglich von Haus zu Haus ging. Das war schlimm genug. Aber wo war Mr. Kelvey? Niemand wußte es genau. Aber jedermann sagte, er sei im Gefängnis. Also waren sie die Töchter einer Wäscherin und eines Justizhülers. Uetter Umgang für anderer Leute Kinder!

El war ein kräftiges, untergehtes Kind mit großen Sommerprossen, das in einem Kleid zur Schule kam, das aus der grünen Grotzschilchdecke gemacht war, die von den Burnells flammte, mit roten Samtarmeln aus Vorhängen von den Kelveys. Ihr Hut war der Hut einer Erwachsenen, einfaches Eigentum von Miss Letty, dem Postfräulein. Ihre kleine Schwester, eigene Elise, trug ein langes weißes Kleid, fast wie ein Nachthemd anzusehen, und ein Paar Knabenstiefel. Aber was immer unjere Elise anhatte, sie hatte seltsam ausgefallen. Sie war ein kleines Hünerchen von einem Kind, mit kurzem Haar und riesigen ersten Augen — eine kleine weiße Ente. Sie ging durchs Leben, indem sie sich an Lil festhielt, mit einem Stück von Lils Rock in ihrer Hand geklammert. Wobin Lil ging, dahin folgte unjere Elise.

Jetzt trieben sie sich dort in der Ecke herum, man konnte ihnen nicht weertreten, zugubören. Als die anderen kleinen Mädchen sich nach ihnen umdrehen und lächeln, verzog Lil, wie gewöhlich, ihr Gesicht zu einem törichteren, verlegenen Kelvey; aber unjere Elise schaute mit. Und Jhabells Stimme, ganz erfüllt von Eitel, fuhr fort zu erzählen. Als sie fertig war, fiel Regia ein: „Du hast die Lampe vergessen, Jhabell!“

„Oh richtig, ja“, sagte Jhabell, „und außerdem ist ein winziges kleine Lampe da, ganz aus gelbem Glas, mit einem weißen Strich, die auf dem Wohnzimmertisch steht. Man könnte sie nicht von einer richtigen Lampe unterscheiden.“

„Die Lampe ist das Schönste von allem“, rief Regia. Sie fand, Jhabell mache nicht halbwegs genug von der kleinen Lampe her. Aber niemand achtete darauf. Jhabell wählte die Beden aus, welche diesen Nachmittag mit ihnen kommen und sie ansehen sollten. Sie wählte Emmie Cole und Lena Logan. Aber als die anderen ergruben, daß sie alle daran kommen würden, konnten sie nicht nett genug zu ihr sein. Eine nach der anderen legte den Arm um Jhabells Hüfte und ging mit ihr fort: „Jhabell ist mein Freundin!“

Die Tage verstrichen, und da immer mehr Kinder das Puppenhaus sahen, verbreitete sich sein Ruhm. Es wurde der einzige Gesprächsstoff, eine Befehlsweise. „Hast du das Puppenhaus von den Burnells schon gesehen? Ist er nicht süß?“ — „Hast du es noch nicht gesehen? Oh, ich sage dir!“

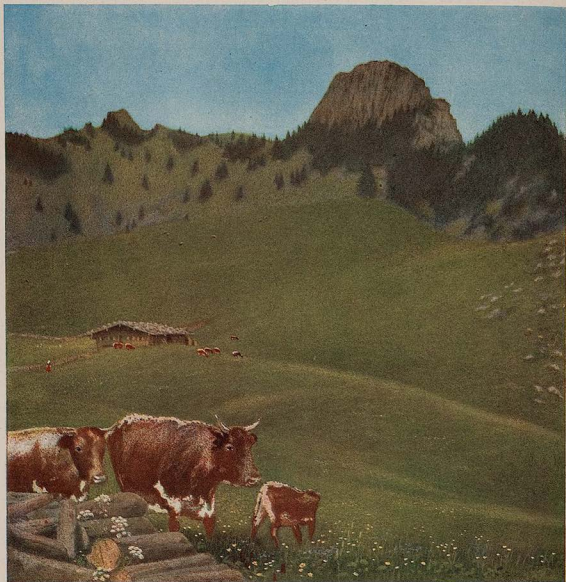
„Mutter“, sagte Regia, „darf ich nicht nur ein einziges Mal die Kelveys herbeikommen?“

„Natürlich nicht, Regia.“

„Aber warum nicht?“

„Weil du nicht fragen sollst. Du weißt recht gut, warum nicht.“

Zuletzt hatte es jedermann gesehen, außer ihnen. Am Nachmittag hatten die Burnells Besuch. Jhabell und Lottie, die es mochten, wenn Besuch da war, gingen hinaus, um ihre Schützlinge abzubinden. Aber Regia trieb sich unten umher. Niemand war da; sie begann auf den großen weißen Lockflügel des Hofes hin und her zu schwingen. Wie sie jetzt die Etröcke hinterher sah, sah sie zwei kleine helle Flecke. Sie wurden größer, kamen auf sie zu. Es waren die Kelveys. Regia hörte zu schaukeln auf. Sie schlüpfte von dem Gitter herunter, als wolle sie davonlaufen. Dann zögerte sie. Die Kelveys kamen näher und neben



Abend auf der Heuberg-Alm

W. Hely

ihnen schritten ihre Schatten, lang über die ganze Steife gezogen, mit den Köpfen im Handflein. Kezia kletterte wieder auf das Gitter zurück. Sie hatte einen Entschluß gefaßt. Sie schwang sich hinaus.

„Hallo!“ jagte sie zu den vorbeiziehenden Keloers. Sie waren so erstaunt, daß sie stehen blieben. Vil lächelte ihr törichtes Lächeln. Unsere Elfe machte große Augen. „Ihr könnt kommen und unser Puppenhaus ansehen, wenn ihr wollt“, sagte Kezia und ließ eine Fußspitze über den Boden schleifen. Aber Vil wurde rot und schüttelte rasch den Kopf. „Warum nicht?“ fragte Kezia.

Vil schluckte, dann sagte sie: „Deine Mamma hat unserer Mamma gesagt, du dürftest nicht mit uns sprechen.“

„Oh, das...“ sagte Kezia. Sie wußte nicht, was sie antworten sollte. „Das macht nichts. Ihr könnt trotzdem kommen und es anschauen. Los, kommt. Niemand schaut her.“

Aber Vil schüttelte den Kopf nur um so fester.

„Möchtet ihr nicht?“ fragte Kezia.

Plötzlich war ein Zupfen, ein Herren an Vils Rock zu spüren. Sie wandte sich um. Unsere Elfe schaute sie mit großen, flehenden Augen an. Vil runzelte die Stirne; sie wollte weiter. Einen Augenblick lang sah sie unsere Elfe sehr zweifelnd an. Aber dann zupfte unsere Elfe wieder am Rock. Vil machte einen Schritt vorwärts. Kezia führte. Wie zwei kleine Streuntaschen folgten sie ihr über den Hof dahin, wo das Puppenhaus stand.

„Da ist es“, sagte Kezia. Eine Pause trat ein. Vil atmete hörbar, fast röchelnd; unsere Elfe war still wie Stein. „Ich will es für euch aufmachen“, sagte Kezia freundlich. Sie hob den Haken hoch und sie lugten hinein. „Hier ist das Wohnzimmer und hier das Schlafzimmer, und das hier ist...“

„Kegja!“ Ob, wie sie zusammenschrafen!

„Kegja!“ Es war Lante Beryls Stimme. Sie wandten sich um. An der Hintertüre stand Lante Beryl und starrte, als könne sie nicht glauben, was sie sah. „Wie kannst du dich unterstehen, die Kleinen Stevens in den Hof hereinzuführen?“ jagte ihre kalte, rülende Stimme. „Du weißt so gut wie ich, daß du nicht mit ihnen sprechen darfst. Fort mit euch, Kinder, augenblicklich fort. Und kommt mir nicht wieder her!“ jagte Lante Beryl. Sie trat in den Hof und schenkte sie hinaus, als wären sie Hühner.

„Weg mit euch, sofort!“ rief sie ihnen kalt und stolz zu.

Das brauchte man ihnen nicht zweimal zu sagen. Brennend vor Scham, in sich gehetzt, Lil mit schleppendem Gang wie ihre Mutter, unsere Elise entsetzt, jählichen sie über den großen Hof und zwängten sich durch das weiße Tor.

„Ungezogenes, unvolkstames kleines Mädchen!“ sagte Lante Beryl bitter zu Kegja und warf die Puppenhaustüre zu.

Als die Kleinen reichlich außer Sichtweite der Burellas waren, setzten sie sich auf ein Entwässerungsrohr am Rand der Straße hin, um zu rasten. Als Wangen brannten noch, sie nahen den Hut des Postfräuleins ab und legte ihn auf ihre Knie. Träumerisch schauten sie über die gemähte Wiege nach der Einzäunung hinüber, wo Logans Kühe standen und warteten, gemolken zu werden. Was waren ihre Gedanken? Ist nicht unsere Elise näher an ihre Schwester heran. Inzwischen hatte sie die zankende Dame vergessen. Sie streckte einen Finger aus und strichelte über den Hut ihrer Schwester; sie lächelte ihr seltsam Lächeln. „Ich habe die kleine Lampe gesehen!“ sagte sie leise.

Dann waren beide wieder still.

(Berechnigte Uebersetzung aus dem Englischen von Hans B. Wagenfeld.)

Zwischendurch

*Irgendwo ist immerzu Krawall,
immer gibt es Sonnenschein und Bomben,
Kirchenlieder, Flüche, Donnerhall,
Schenken, Gräber, Wein und Katakomben.
Zwischendurch in jener kargen Zeit,
die du leben darfst und mußt mit Kuß und Grausen,
platzt ein Stern,
ein Kind, ein Engel schreit,
Flöten trillern und Kometen sausen.
Viele Worte polstern dein Gehör,
sind mit Teufeln und mit Gott im Bunde,
manches wiegt wie eine Welt so schwer,
andre wieder streifen kaum die Stunde.
Immer brüllt ein Jemand laut und wild,
sagt dir ein und reißt an deinem Herzen;
Jeder weiß wo ein Marienbild,
das er pflegt mit Blumen, Rauch und Kerzen.
Jeder liebt und jeder sucht den Pfad,
sucht die StraÙe, leidet, zeugt und tötet,
wenn es sein muß — bis der Morgen naht,
den die Ewigkeit verheißend rötet.*

Arnold Weiß-Rüthel



Die Dioschke

Gunter Böhmer



Bahnstrecke bei Edling

Wolf Panizza

Roman einer Tasse Kaffee

Von Ernst Haeferdter

In der Unteren Cafeisiegasse einer süd-deutschen Kleinstadt steigt aus dem Kellergitter des Kolonialwarengeschäftes Alois Bohngräber sel. Erben jeden Freitag nachmittags zwischen vier und sechs Uhr ein kleiner und kostenloser Gemüß.

Hausfrauen schlendern auf Nichtsweide die Länge des Ladens ab und spreizen die Nasenflügel. Unten wird ein Saß Kaffee „Echt Santos“ frisch geröstet... Und wenn er oben viertelpfundweise verkauft wird, dringt Wärme und Duft noch durch die Lüste und teilt sich in den Marktjahren auch dem Büßel Cuppengrün, der Erbsenwürst und dem Hasenragout mit...

... ist wieder um zehn Pfennig teurer geworden...

... aber wenn man die Hälfte Maß nimmt, dann wird die Tasse billiger...

... und wie trinken nur Sonntags Bohnenkaffee...

Eine Lüste ist geißt, einige Bohnen fallen

aufs nasse Pflaster. Und die Frau, die nur Sonntags Kaffee kochen kann, geht der lädierten Lüste wie im Märchen nach — und kann jetzt auch noch am Montag eine Tasse „Echt Santos“ trinken — — —

Vom Kellergitter Alois Bohngräber sel. Erben aus haben die Kaffebohnen auf ihrer Reise imaginäre Linien und Bogen über den Globus gezogen, die rückwärtslaufend nach sechshundert Seemeilen in die Haseneinfahrt von Santos abbiegen.

Inmitten der Fahrinne liegt das Wrack eines Feuchtdampfers. Von Reise zu Reise sackt er tiefer ab, stellt der Kapitän einer La Plata-Linie fest, der alle acht Wochen an dieser Leiche vorbeifährt. Im Rauch des Schiffes waren viele tausend Zentner Kaffee geladen, hunderttausend Etwäucher sonnten sich umsonst auf den Plantagen im Inneren Brasiliens — Millionen Tassen können nicht gefüllt werden...

... und vielleicht deshalb ist der Kaffee

teurer geworden, würde in falscher Richtung die Frau denken, die vom nassen Pflaster die Bohnen einsammelt. Schwarzgrün treten auf der Feuerbohrseite die Hügel vor. An einer vorteilhaften Stelle ist der Urwald austarziert. Und grotesk und überlebenagrof schauen die Buchstaben einer Zigaretteneklamme, von Windnis umrahmt, auf das Promenadendeck unseres Schiffes herab.

Aus dem Dampf des Morgens heben Frachtdampfer aus fünf Erdteilen ihre Masten und Schloten. Endlos wie Alleen strecken sich die Lagerstuppen. Unter den Dächern ziehen sich die Eisengerüste des Laufenden Bandes hin, auf dem Saß um Saß, wie eine Perlenkette ohne Ende, auf die Schiffe rollt und den Kaffeeträger das tägliche Brot — Brocken um Brocken — wegnimmt.

Ich veruche zu errechnen, wieviel pro Stunde, Tag und Jahr — — — aber wenn am Quai von Santos der beste Freund wartet, tritt aller Kaffee zurück, die Säcke rollen in die



Waldrand

Wolf Panizza

leere Luft — sind nicht mehr da. Schuppen, Krabbe und Laufendes Band sinken zu billiger Umrahmung herab, in deren Mitte das Gesicht des Schulfreundes erscheint wieder. Die Bänke des gemeinsamen Klassenzimmers schwammen mir über den Ozean nach. Im Zintenfisch sieht noch das kämpfhaft verhaltene Lachen der Geographiestunde, in der Südamerika leinwand aufgezogen über dem Spucknapf hing. Und wo der Professor bei allen Städtenamen auf „fch“ mit der Zunge anlies.

Eine Sekunde lang wird dieser Studentent von mir auf die Kommandobrücke gedacht, er muß „Belutschistan“ über den Hofen von Santos sprechen, damit diese Stunde wieder handgreiflich werden kann. Und der Sprachlehrer überflügelt nach rückwärts fünfzehn Jahre — und der Freund mit den althayerischen Namen „Wierbensohn“ winkt wie einer, der vor Freude ersaufen muß. Wenn ich seinen Namen in dieser Umwelt rufe, klingt es, als würde ein verierter Mastflug gegen die Duaimauer geschwennt, wobei man im Klappern des Finsdeckels noch ein Heimweh heraus hört.

... wieviel Kilo enthält ein Café Raffe?“ ist meine zweite Frage, wozu Hise und Wiederfchuh mein Gehirn unter Abdruck setzen.

... fünfzehn Jahre — und das ist viel...“ antwortet der Freund aus der gleichen Betäubung heraus.

... so daß es ein Mann gerade noch tragen kann...“ erde ich an ihm vorbei, gerade auf die Erde zu.

Karren, mit zwei — vier — und fünf Maul-

tieren bepannt, hopfen mühsam Berge von Bohnen vor die Schuppen. Am Markt werden Bananen abgeladen, und das Stück kostet kaum einen Pfennig. Und den Platz liegen die abgefallenen Früchte zahllos, wie im deutschen Herbst das Laub, als müßiger Reichtum im Staub.

Ich halte sinnlos einen kleinen Zettel in der Hand, den mir bei der Ankunft jemand zwischen die Finger drückte, ... Die Gepäckträger geben hier Visitenkarten ab...“

Am Eingang eines Speisehauses erscheint ein vornehmer Herr, schreit ins Lokal — und verschwindet wieder. ... ist wieder eine Revolution ausgebrochen...?“ fahre ich erregt in die Höhe.

... der läuft von Haus zu Haus und schreit den Namen einer neuen Zigarettenmarke aus!“ Aber diese Umgehung der Zigarettenwege pushte ich vor mich hin, ... lach nicht so laut... ich gehebe sonst meine Stellung...“ kreischert mich der Freund. „Hier schädigt man seinen guten Ruf, wenn man in Lokalen und auf der Straße schallend hinauslacht...“ Wie sind in Südamerika und die Geographiestunde war doch schöner...“

Das Essen ist kalt und ranzig. Ich will Steady schlagen ... Um Dorette wollen, nur

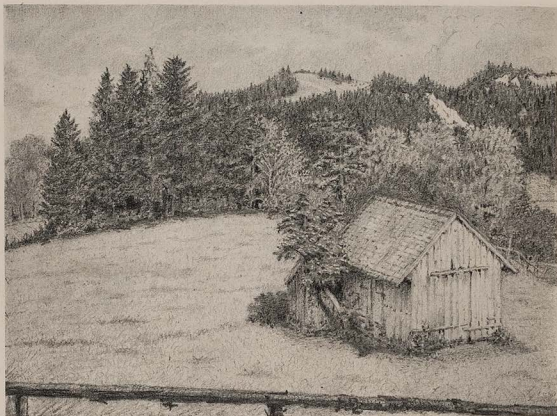
Mostschenke im Wald

Von Rudolf Krentzer

*Die Eulen rufen im Wald.
Wir sitzen in sternloser Nacht.
Der Wind im Gezweige erwacht
Im Laub unser Lachen verhallt.*

*Der Most in den Fässern gärt,
Der die Jugend birgt und die Trunkenheit.
Bald ist er still und es kommt die Zeit
Da lächelt er golden geklärt.*

*Bald sind wir still und es kommt die Zeit
Da lächeln auch wir und die Glatz
Vergangener Sommer reißt süß uns im Blut
Und schmerzlos das Glück und das Leid.*



Waldwiese

Blumenröther

keinen Wortwechsel oder gar Bekleidigungen...! Der Wirt schließt sofort..."

Beim Jählen hebt der Ober die Schürze hoch, und ich sehe den langen Nistklaus eines Revolvers herunterhängen. "... der ist ja auch bewaffnet...?" "... und schießt auch mit, wenn er gekränkt wird..." Das wäre eine Welt für meine Freundin Genzi, die in München auf Caféhausstischen bauchtanz, mit den Abjähren auf die Matroverplatten trommelt und den Wirt das Geschütz auf den Kopf wirft — — —!

Aber den Innern der Stadt thront der Mont Serat. Vor einigen Jahren tutschte ein Stück des Berges ab und verschüttete viele Menschen. Und die wohlgezogenen Bürger von Santos sagten: "... weil die Mädchen begannen, ärmellose Kleider zu tragen, geschah dies Unglück...!"

Von der Höhe herübersehe ich das Meer der Stümpfe, aus denen vor Jahren das Gelbe Fieber geboren wurde. In wenigen Tagen starben ganze Schiffe aus, und die Mamschafften weigerten sich, diesen Hafen anzulassen.

Heute wurden im Hafen von Santos, wurden in diesen Hafen hunderttausend Saft Kaffee — Sorte la — in Brand gesteckt. "... nach langen Beratungen — um den Preis zu halten", wie die Regierung sagt

"... ist wieder um zehn Pfennig teurer geworden..." murmelt die Frau über dem Kellerkittler Alois Borngräber sel. Erben aus zehntausend Ceemellen Entfernung, steht erdacht plötzlich neben mir, sieht den Kaffee kochen — und schreit wie ein Tier auf.

Splitter

Kein Gebildeter weiß so viel, daß nicht der Ungebildete irgend etwas wüßte, was er nicht weiß.

Je unbescheidener die Menge in ihren Forderungen an einen bedeutenden Mann ist, um so mehr Bescheidenheit erwartet sie von ihm.

Viele gelten für faul, weil sie nicht nach materiellen Gütern trachten.

Jede Zeit gebiert eine andere Furcht.

Vor einem Menschen, den man verachtet, kann man sich wohl demütigen, aber nicht erniedrigen.

Brüllt in den Dampf und Qualm, weil sie alle die Laffen Bohnenkaffee, die sie nicht trinken konnte, verpuffeln sieht.

Stürzt sich in den Kauch, um einige Pfund zu retten... hier eine Handvoll und dort noch eine Handvoll... und für die Nachbarin, die einen kranken Mann hat, noch schnell in die Schürze einen kleinen Vorrat...!

Arbeiter müssen ihr die Bohnen wieder aus der Hand trallen, weil das Beginnen der Frau nicht im Sinne der Forderung liegt. Der Kaffee soll Preis bekommen und nicht durch Verschwendung wertlos werden. Ansehen der Regierung und das Wohlleben des Landes hängen von diesem Kaffee ab.

Die Frau hat nicht für eine einzige Lasse Bohnen zurückhalten können, schnell von meiner Seite wieder an ihren Platz über den Kellerkittler von Alois Borngräber sel. Erben nach Europa zurück. Und muß bis Sonntag warten — ehe sie eine Lasse Bohnenkaffee trinken kann.

Indes über dem Hafen die Säen der Dampfzerlen, die Sonne 42 Grad Celsius in die Schatten wirft und hunderttausend Saft kochende Kaffeebohnen ihre Rauchschwaden in den Himmel aufsteifen.

Und die Stadt liegt wie unter einer Sünde wider den Heiligen Geist zwischen beiden Feuern und glüht mit — — —.

Andreas Helds Wunderflasche

Von Karl Gideon Gössele

Es war früher nicht viel anders als heute: es gab gute und böse Menschen, etliche gebärdeten sich lustig und etliche traurig, einige glaubten leicht und einige schwer, die einen waren schlau, die anderen waren die Dummen. Das Gesicht der Zeiten ändert sich, ihr Wesen aber bleibt sich gleich.

Droben auf der schwäbischen Alb liegt seit fast tausend Jahren waldabgeschieden und dörflich das Dorf Justingen. Es wurde aufgebaut von Leuten, die einen Ort der Gerechtigkeit schaffen wollten, denn justus ist die lateinische Bezeichnung für gerecht und die Endung -ingen ist gleichbedeutend mit Städte.

In diesem Ort der Gerechtigkeit ereignete sich im Jahre des Heils 1563 folgendes:

Eines Abends sprach bei dem Bauern Andreas Held, der inmitten von Justingen ein schönes Anwesen sein eigen nannte, ein fahrender Scholare vor und bat um ein Nachschlage im Heu. Obwohl der Bauer nicht viel von fahrenden Scholaren hielt, die nach seiner Meinung den lieben Gott den Tag stahlen, ankam im Schwesche ihres Angeichts ihr Brot zu verdienen, brachte es Andreas Held nicht fertig, den späten Gast wieder in die Däm-

merung hinauszuschicken. Er jagte das erbetene Nachschlage zu, ja er lud sogar den Fremdling ein, sich mit an den Abendbrotstisch zu setzen, um den bereits Frau und Kinder, Knechte und Mägde versammelt waren. Es sollte niemand sagen können, daß Andreas Held nicht wisse, was die Gastpflicht erfordere. Der fahrende Scholare ließ sich nicht zweimal einladen. Er setzte sich mit an den Tisch, langte tüchtig in die Schüssel mit gebranntem Mus und ließ sich das Roggenbrot schmecken. Den Apfelmost aber, der ihm vorgesetzt wurde, ließ er stehen. Als er gefragt wurde, warum er das Getränk verschmähe, lachte er hochmütig auf. Er zwinkerte mit den Augen, tat gekümmert und sagte:

„Warum soll ich schäbigen Most trinken, wenn ich zu jeder Zeit besten Wein haben kann?“

Und noch ehe der Bauer Worte gefunden hatte, den fahrenden Scholaren auf das Ungezäme seines Benehmens hinzuweisen, hatte dieser eine Weinflasche aus dem Wams gezogen. Er hob sie gegen die Kienparlampe, die über dem Tisch hing, so daß alle sehen konnten, daß sie leer sei, und hielt folgende Rede:

„Hochwetter Bauer, verehrte Bäuerin, liebe

Kinder, Knechte und Mägde! Ihr denkt bestimmt, ich sei einer jener ganz gewöhnlichen und gemeinen fahrenden Scholaren, wie sie zu hunderten durchs Land ziehn. Da habt ihr euch aber schwer geirrt. Ich bin ein gelehrter Herr, der zwei Jahrzehnte lang studiert hat von den dreien, welche die Welt das Glück hat, mich zu beherbergen. Und in diesen zwei Jahrzehnten habe ich gar so manches gelernt, von denen andere keine Ahnung haben. So ist es mir auch gelungen, diese Flasche zu konstruieren. Sie sieht aus wie eine andere Flasche, aber sie ist nicht wie eine andere Flasche. Es handelt sich um eine Wunderflasche. Sie ist, wie ihr deutlich sehen könnt, leer. Wenn ich sie aber zum Fenster in die Nacht hinaushalte, dann füllt sie sich bis oben hin mit jenem Wein. Ich sehe euren Gesichtern an, daß ihr mir nicht glaubt. Das kann ich euch nicht überbelnen, solange ich euch den Beweis nicht erbracht habe. Diesen Beweis will ich euch aber nicht schuldig bleiben. Dann wird euch das Mißtrauen schon vergehen!“

Nachdem der fahrende Scholare also gesprochen hatte, stand er auf, öffnete das Fenster und hielt die leere Flasche hinaus. Nach



Dorfwirtshaus

Karl Wähmann



Stilleben

Adolf Bûger

einer Weile setzte er sich wieder an den Tisch. Nur hatte er diesmal keine Leere, sondern eine volle Flasche in der Hand. Er reichte sie dem Anwesenden heran zur Kostprobe. Und siehe da: sie enthielt Rotwein von einem wunderbar milden und doch würzigen Geschmack. Als Andreas Held an der Flasche genippt hatte, schlug er sich voll Erstaunen mit den Händen auf die Schenkel und brach in den Ruf aus: „Aren und Jwin, schmeckt des guet! Kei Wender, daß dem awi Meisch nemme pass!“ Dann trank er die Flasche in einem Zuge leer.

Der fahrende Scholare hielt zum zweiten und zum drittenmal die leere Flasche zum Fenster hinaus. Immer wieder brachte er sie gefüllt aus den Tisch. Nach der dritten Flasche nahm Andreas Held den „Konstruktiv“ der Wunderflasche beiseite und fragte ihn, für wieviel ihm die Flasche sel sei. Dieser wiegte lange den Kopf hin und her, machte ein Gesicht, das von einem gewaltigen inneren Kampfe zeugte, dann sagte er:

„Andreas Held, die Wunderflasche ist nicht eigentlich nicht feil. Weil Jhe nich aber so gut aufgenommen hab, obwohl Jhe nicht

wissen konntet, was für ein gelehrter Mann ich bin, will ich meinem Herzen einen Stoß geben. Für hundert Gulden sollt Jhe meine Wunderflasche haben.“

Als Andreas Held diese Riesensumme nennen hörte, wurde ihm etwas schwummerig. Er besaß zwar genug Geld, denn er war ein fleißiger, itzebigter und sparsamer Bauer, und die Ernten seiner Felder waren seit Jahren gesegnet. Aber von hundert Gulden sich trennen, das kam ihm doch etwas hart an. Doch dann berechnete er, wieviel Krutze er täglich einnehmen könnte, wenn er die Wunderflasche auch nur zehnmal des Abends zum Fenster hinausbrachte. Ganz Jnsingen würde in Zukunft den Wein von ihm beziehen. Er erklärte sich also mit der Summe von hundert Gulden einverstanden. Als pfiffiger Bauer aber wollte er nur fünfjundzwanzig Gulden anzuheln, weil er nicht mehr im Hause habe. Den Rest würde er in ein paar Tagen geben, wenn er den Jns von seinem ausgehiebenen Geld hereinbekäme. Der gelehrte Herr könne ja so lange noch im Hause bleiben und mitessen.

Der fahrende Scholare drückte die Anzahlung

hinauf auf fünfzig Gulden und war sonst in allen Dingen einverstanden. Der Bauer zählte feufzig das Geld auf den Tisch und der Fremdling strich es ebenfalls feufzig ein. Dann überreichte er Andreas Held die Wunderflasche. Als der Käufer gleich darauf die Flasche zum Fenster hinausgeben wollte, wehrte der Verkäufer voll Entsetzen ab und äußerte:

„Mein lieber Freund, das dürft Jhe nicht machen. Nimmal sollen zwei Personen an gleichen Abend die Flasche zum Fenster hinausheben, sonst muß die geheimnisvolle Kraft versagen, die ich in die Flasche gebannt habe. Morgen ist auch noch ein Tag!“

Wohl oder übel mußte sich der Bauer fügen. Und weil es inzwischen spät geworden war, wies er den Fremdling das Nachtlager an. Er hatte die Bäuerin veranlaßt, im oberen Stock des Hauses eine Kammer herzurichten und das Bett frisch zu beziehen. Der fahrende Scholare aber lehnte diese Schlafgelegenheit zwar bescheiden, aber entschieden ab. Er habe im Laufe der Jahre verlernt, im Bett zu schlafen. Wenn er ihn aber die Nachtruhe gönne, dann ließe er ihn ins Heu. So geschah es dann auch.

Bald lag auch der Bauer im Bett. Die leichten Worte, die er sprach, ehe er einschlief, waren:

„Alte, ich glaub, von morge ab seind mir jeden Obd hoffel!“

Diesem fremden Wunsch konnte aber der Himmel, der über Jnsingen ganz besonders gerecht wollte, nicht willfahren. Er veranlaßte den fahrenden Scholare, um Mitternacht von seinem Lager im Heustock aufzustehen und sich nach dem nahen Wald zu schleichen. Dort traf er sich mit seinem Spiegelgellen, und zwar mit eben jener geheimnisvollen Kraft, die die jeweils zum Fenster hinausgerichteten leeren Flaschen gegen gleichaussehende volle umgelauscht hatte. Der eine fahrende Scholare lag dem anderen vor, daß er nicht fünfzig, sondern nur dreißig Gulden bekommen habe, teilte sie redlich mit ihm und fühlte sein Herz höher schlagen im Gedanken an die zwanzig Gulden, die er Schmus gemacht hatte. Dann tröteten sie selbender die ganze Nacht über weiter, um möglichst weit wegzukommen von Jnsingen, der Stätte der Berechtigkeit.

Der Bauer hielt am andern Abend seine Wunderflasche zum Fenster hinaus. Nach einer Minute war die Flasche so leer wie vorher und nach einer Stunde war sie noch immer nicht voll. Am Ende tat Andreas Held die Arm so weh, daß er ihn nicht mehr bewegen konnte. Da mußte er einsehen, daß er gefoppt werden war.

Der arme Keel hatte nicht nur den Schoden, er brauchte auch für den Spott nicht zu sorgen. Des Bauern Gesinde hatte mit dem Mundweck nicht dicht gehalten und bald erhob sich die ganze schwätzige Alb entlang ein großes Geschlächter, wenn auf Andreas Held die Rede kam. Sogar in die Geschichte ging unser Jnsinger Held ein. Denn noch heute sagt man in gewissen Gegenden des Wärentbergs ein Sprichwort, wenn ein Faß im Keller länger Wein gibt, als man angenommen hatte. Und dieses Sprichwort lautet:

„Das Faß gibt Wein wie Andreas Helds Wunderflasche!“

Die Alpen

Von Georg Asso Peters

Ihr Berge steht unwandelbar
Und trotzt im Frühlichtschein;
Was heute ist, was gestern war,
Das wird auch morgen sein.

Und was da kommt, und was da geht,
Euch ist es nur ein Schall.
Ob Frühling durch die Bäume weht,
Ob Winterhauch am Fenster steht, —
Ihr trotzt ins All.

Die Straußen-Versteigerung

Von H. G. Wells

„Da wir gerade von Vogelpreisen reden“, sagte der Tierbändler, sich an die Käufe erinnernd, „so habe ich mit eigenen Augen gesehen, wie für einen gewöhnlichen Vogel Strauß fünftausend Mark bezahlt wurden. Und das noch dazu an Bord eines Ostindienfahrers, wo man doch meinen sollte, daß die Nachfrage gering sei. Aber das ganze Scheinmüß war, daß einer der Vögel einen Diamanten verschluckt hatte.

Der Mann, dem der Diamant gehört hatte, war ein tüchtiger Stauer, ein mastetadenhaft herausgeputzter Indier namens Mobin Padischa, mit einem tiefen Turban auf dem Kopf, und in eben diesem Turban

hatte der Diamant gesteckt. Der verfluchte Vogel hatte plötzlich losgespuckt und das blühende Ding verschluckt. Als dann der Betäubte ein Geschrei erhob, merkte das Tier vermutlich, daß es etwas Dummes angestellt hatte. Es lief davon und mischte sich unter seine Artgenossen, wohl um so sein Inkognito zu wahren, denn wir hatten insgesamt fünf Strauße an Bord. Die Matrosen, die dabei standen, und der Mann, der die Strauße zu warten hatte, barsten fast vor Lachen.

Ein deraartiges Ereignis wird auf einem Schiff im Hundstunde von Heck bis Bug bekannt. Jedermann sprach davon. Padischa, der in



Aus Assisi

Joseph Eberz

seine Kabine geflüchtet war, um dort seinen Jammer zu verbergen, erschien erst beim Mittagessen wieder. Er aß allein an einem Tisch mit zwei anderen Hindus zusammen und der Kapitän machte ein paar anzügliche Bemerkungen zu ihm hinüber, so daß er in passivsteile Aufregung geriet. Es sollte ihm gar nicht ein, die Vögel etwa zu kaufen — erklärte er heftig geflüchteter —, er wolle ganz einfach seinen Diamanten zurück. Er verlangte kein Recht als beiziehiger Unterthan. Sein Diamant müsse her, daran wäre nicht zu rütteln. Wenn nötig, würde er bis zum Haus der Lords gehen!

Der Mann, der die Strauße pflegte, war einer jener Dickköpfe, die keinen Vorbehalt zugängig sind. Er wogerte sich entschieden, den Vögeln irgendein Abwehrmittel oder sonst etwas einzugeben. Seine Anweisungen lauteten, sie so und so zu füttern und sie so und so zu behandeln; darüber hinaus wollte er von nichts wissen. Padißha hatte gewollt, der Magen solle ihnen ausgepumpt werden — ein bei Vögeln ohnehin undurchführbares Verlangen. Dieser Padißha kannte alle übrigen Geflügelgeschlechter, wie die meisten dieser gerissenen Bengalen. Er sprach davon, ein Pfänderrecht auf die Vögel zu erwirken und so weiter. Aber ein älterer Herr, der behauptete, sein Sohn sei in London Anwalt, führte dagegen an, daß alles, was ein Vogel frisst, so ipso zu einem Bestandteil des Vogels werde. Padißhas einzige Möglichkeit bestände in einer Schadenersatzklage und selbst dann schien es ihm wahrscheinlich, daß großes Selbstverschulden in Frage komme. Er hatte keinerlei Recht auf einen Vogel Strauß, der ihm nicht gehörte. Das beantragte Padißha erheblich, zumal die meisten von uns ihre Meinung dahingehend ausdrückten, das sei der richtige Standpunkt. Es war kein Jurist an Bord, der die Sache hätte entscheiden können. Endlich — hinter den — schien es, als habe sich der Hindu der allgemeinen Ansicht angeschlossen. Er ging insgeheim zu dem Wäcker und machte ihm ein Kaufangebot auf alle fünf Vögel.

Der Mann hatte keinerlei Vollmacht, über die Tiere zu verfügen und nichts auf Erden hätte ihn dazu befähigen können, sie eigenmächtig zu verkaufen. Aber — es schien, als hätte er Padißha erzählt, ein gewisser Eurasier namens Potter habe ihm jünger heram bereits ein Angebot gemacht und der Jünger beklagte sich bei uns allen bitter über dieses unrette Vergehen. Aber ich glaube, die meisten von uns fanden das recht geschickt von unserem Mitreisenden, und als Potter sagte, er habe bereits von Allen aus nach London gebahelt, um die Vögel zu erwerben und erwarte in kurz Antwozt, fluchte ich nicht schlecht über diese veräumte Geldgier. In zwei Wochen Padißha in Tränen aus, in eckte, nasse Tränen, als Potter Befehl der Vögel wurde. Er bot ihm sofort einen Betrag für alle fünf Tiere an, der mehr als zweihundert Pfund Aufschlag ausmachte. Aber Potter sagte, er wolle sich lieber hängen lassen, als auch nur eine Feder von ihnen hergeben. Vielmehr wollte er sie einem nach dem anderen abschichten, um so den Diamanten zu finden. Aber später, als er sich die Sache überlegt hatte, wurde er wieder unschlüssig. Zuletzt verzog er darauf, ein Art Verstärkung zu veranlassen und die Vögel einzeln mit einem Anfangsangebot von tausend Mark an die verschiedenen Kaufwilligen anzubieten. Einen davon aber, sagte er, wolle er selbst auf gut Glück behalten.

Wir müssen wissen, daß dieser Diamant sehr wertvoll war. Ein kleiner Aufkäufer, der mit Perlen handelte, hatte ihn auf vierzig bis fünfzigtausend Mark geschätzt, als Padißha ihn ihm gezeigt hatte, so daß der Gedanke der Straußversteigerung wiedererwacht war. Nun gab es sich, daß ich mich verschiedentlich mit dem Mann, der die Wartung der Vögel beauftragte, unterhalten hatte. Dabei hatte er ganz nebenher gesagt, einer der Vögel sei kränzlich und habe offenbar Befehdungen. Das Tier hatte eine nahezu völlig weiße Feder im Schwanz, woran ich es sofort erkennen konnte, so daß ich, als am nächsten Tag die Versteigerung begann, Padißhas tausend mit zwölffundert überbot. Vermutlich war ich ein wenig zu sicher und hastig mit meinem Angebot auf den Vogel und ein paar von den anderen errieten, daß ich etwas wissen müßte. Jedenfalls verzeigte sich auch Padißha gerade auf diesen Vogel wie ein Irreter. Zuletzt erhielt der Aufkäufer für viertausend Mark den Zuschlag. Padißha schrie zwar noch 4500, aber der Hammer wäre schon gefallen, erklärte Padißha. Jedenfalls ging der Vogel in die Wartung des kleinen Aufkäufers über, der auf der Stelle ein Gewerbe herstellte und ihn erschoss. Padißha aber sühnte sich wie ein Wilder auf. Aber auch alle die anderen waren äußerst aufgeregt. Ich kann Ihnen sagen, ich war herzlich froh, als die Sektion vorüber und kein Diamant zum Versehen gekommen war — herzlich froh! Ich wäre selbst am liebsten noch höher mit meinem Angebot gerade für diesen Vogel gegangen.

Von nun an wogerte sich Potter, mit der Versteigerung fortzufahren, er nicht die Bedingung angenommen worden wäre, die Handelsobjekte erst am Schluß anzuliefern. Der alte Herr, dessen Sohn Anwalt ist

Soeben erschien:

Michel Vomland
Der Hupfinger Wasfl
geht zum
Bauerntheater
Preis M. 2.—

Eine lustige Geschichte aus den bayerischen Bergen, reich erzählt und flott geschrieben, die jeder, der auf Reisen oder in der Sommerfrische mit der bewährten Landbevölkerung in Verbindung gekommen ist, einige Stunden auf's Angenehme unterhalten wird.

Michel Vomland
Der Hupfinger Wasfl
geht zum
Bauerntheater



Ein Geschenkbuch von besonderer Art! Zu beziehen durch den Buchhandel und den
G. Sirth Verlag, München, Herrnsr. 10

DI E KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer“

mit den amtlichen Nachrichten des Reichverbandes Deutscher Sportfischer soll von jedem waidgerechten Sportfischer gehalten werden. „Der Sportfischer“ bringt Text- und Bildmaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

**FISCHEREISPORT-VERLAG
DR. HANNS SCHINDLER,**

Fischerrei-Buch- u. Kunsthandlung
München, NW 2, Karlstraße Nr. 44
Tel. 59 61 60



LEST DIE „JUGEND“

Vonden war, jagte, er habe sich die Sache überlegt und es schiene ihm recht zweckmäßig, ob der in einem der eingeleiteten Vögel gefundene Diamant nicht dennoch an seinen ursprünglichen Eigentümer zurückgegeben werden müsse. Aber der Verkauf solle unter die Lotteriefestimmungen und sei somit ungeschädlich. Jedenfalls kamen wir dahin überein, die Vögel nicht mehr an Bord zu laden. Der Sache mit der Lotterie hielt Potter entgegen, er verkaufe die Strauße als Strauße und nicht als Diamantenbehälter. Die Vögel, die er verteilte, enthielten nach seinem besten Wissen feine Diamanten. Vielmehr enthalte den jener eine, den er für sich selbst zurückbehalte.

Da jetzt die Chancen eine zu vier standen, kletterten die Preise beträchtlich. Sie erreichten einen Durchschnitt von gut 2000 Mark.

Bei der Ankunft in Beindji gingen drei der Strauße mit ihren neuen Eigentümern ab, obwohl der alte Herr weiterrte, das widergespreche den Zollbestimmungen. Der Hindu schien hoch verärgert, als er jenen kostbaren Diamanten gesaugen hieß und dorthin davongehen ließ.

Wie das Ganze endete? Etwa eine Woche nach der Landung ging ich in Vonden Picadilly hinunter und wen ich sah da, Arm in Arm und offenbar in aufgeräumtester Stimmung daherkommen? Padscha und Potter! Ob einer der Vögel wirklich den Diamanten gefressen hatte, wird ein ewiges Rätsel bleiben."

(Autorisierte Übertragung von Hans B. Wagenfeld)

BÜCHER

Clarence Day: „Unser Herr Vater“. Deutsch von Hans Fallada. (Rowohlt-Berlin.)

Abzusehen davon, daß es eigentlich nett wäre, wenn in einem so großen und schönen Verlag wie dem Rowohlt'schen mal wieder ein deutsches, soll heißen kein übersetztes Buch erscheinen würde — (so zwischenhinein, meine ich, Herr Rowohlt) — müssen wir uns über das vorliegende und aus dem Amerikanischen stammende Herzstück freuen. „Unser Herr Vater“ das ist unser Aller Vater, jener uns nahestehende Herr, dem wir außer unserem Leben eine ganze Reihe kostbarer Anekdoten, Witze und Geschichten verdanken. Geschieden, die meist mit der Person des Ehrbareren in innigstem Zusammenhang stehen, weil sie ihm mit uns oder uns mit ihm passiert sind. Das ist also der „Herr Vater“ schlechthin, der Herr Vater als Familienoberhaupt, als Kindsopfer, als Respektsperson, als Diplomat, als Pantoffelheld, kurz als alles, was zu sein eben nur ein Vater vermag. Seit Plauen in der „Berliner Illustrierten“ Woche für Woche das Verhältnis zwischen „Vater und Sohn“ zu einer so heiteren und psychologisch durchaus richtigen Darstellung bringt, haben wir allesamt wieder etwas übrig für unsere Herren Erzeuger. Wer da also noch etwas ganz Besonderes dazu tun will, der lese das Buch von Clarence Day. Er wird sich manchmal schief lachen und dann mit Zärtlichkeit an seinen alten Herren denken — und das ist zweifellos eine schöne Wirkung der Literatur. Daß Hans Fallada das Buch ganz trefflich ins Deutsche hineinbeglücklichtet hat, bedarf gar keiner Erwähnung. Weiß-Rüthel

Anton Schnack: „Zugvögel der Liebe“. Roman. (Leipzig 1936, Paul List Verlag, 270 S.)

Der Name Anton Schnacks ist uns durch viele schöne Gedichte und zarte kleine Prosadichtungen längst vertraut und lieb geworden. Der erste Roman, der ihn nun ebenfalls trägt, darf darum auf besonderes Interesse rechnen. „Zugvögel der Liebe“ ist ein romantischer Titel, voll Unruhe und Ungewöhnlichkeit, voll fernschweifender Sehnsucht und Unbeständigkeit. „Du weißt gut, wie Vögel sind: unruhig, neugierig, sie fliegen da hin und dort hin, im Sommer nach Norden, im Winter nach Süden, sie sind luftunruhig, himmelansteigend, zur Erde sich senkend, suchend, spielerisch.“ Damit ist auch der Roman selbst schon gekennzeichnet, der auf einer kleinen Ostsee-Insel spielt, die zugleich eine Vogelwarte und ein Vogelzuchtgebiet enthält. Der Sommergast Bertelsen verliebt sich in die Vogelwarterin Erika, die von dem Mann sagt: „Wenn er nicht mit Liebe geladen ist, leuchtet er nicht.“ Aber das Naturkind wird von Fräulein Montherlot, dem Kind der Zivilisation, verdrängt, das seinerseits, mit Liebe geladen, unbegreiflich findet, daß Bertelsen „das Wundersamste und Süßeste, was es gäbe“, nämlich die Liebe, eine „Gefahr“ nennt. Viele Vögel flattern durch diese Blätter der

Liebe: Lachmühen, Halsbandregenpfeifer, Sägerevögel, Sturmmöwen, Seeschwalben, Wildenten, — zuletzt macht sich ein junger Fink, namens Nils, aus dem Herzens Finnlands auf die Reise nach Süden, er fliegt aus diesem Buch hinaus ins Weite, Ungewisse... nicht anders wie der „Held“ Bertelsen, über den doch das Naturkind Erika den Sie behaltet wird. Denn: „Was ein richtiger Vogel ist, kommt wieder.“ W. Kunze.

Nach und nach

Der alte Kaiser Franz Josef wollte anlässlich der Manövere in einem Marktsteden in niederösterreichischen Waldviertel. Nach der Huldigung der Veteranen, Feuerwehren und Schulkinder auf dem engen Hauptplatz durfte der Bürgermeister die Gemeindeväter vorstellen. Der simple Mandatar erledigte sich der Aufgabe in einzigster Art. Er deutete mit der in weißer Zwirnhaube gestepften Fleischhauerhand auf Kaiser und Gemeindeväter und vollzog die Vorstellung: „Herr Gemeindevater Pöwenta — Seine Majestät, der Kaiser.“ Dann: „Herr Gemeindevater Pöwenta — Seine Majestät, der Kaiser.“ Das ging so viermal. Dann lächelte der Kaiser und sagte kurz: „Ich glaube, jetzt kennen mich die Herren schon.“



ZUR
AUSWAHL
2 MODELLE

Olympia

DIE SCHREIBMASCHINE FÜR JEDERMANN

wird jetzt in 2 Modellen herausgebracht, um mit der neuen Ausführung auch weitergehenden Wünschen von Zehnfingerschreibern gerecht zu werden. Beide Modelle schreiben schnell u. sauber mit mehreren Durchschlägen.

MODELL A **Neu!** MODELL B
Mit 22 cm Wagen, Mit 24 cm Wagen,
für Din A 4-Breite passend, auch für Quantiformal,
linksseitiger Umschalttaste doppelseitiger Umschalt-
und Schraubenrandsteller tung und Druckrandsteller

109⁵⁰ Mit Koffer 119⁵⁰
RM. RM. 8.— mehr RM.

TEILZAHLUNG!

Beide Modelle auch gegen geringe Monatsraten. Verlangen Sie unverbindlich die Prospekte „Olympia F A“ oder „Olympia F B“ und „Olympia T“; letzterer informiert über das vorteilhafte Olympia-Teilzahlungs-system.

EUROPA SCHREIBMASCHINEN AG. ERFURT

An die EUROPA SCHREIBMASCHINEN A.G., ERFURT

Senden Sie mir kostenlos und unverbindlich Ihre ausführlichen Prospekte Olympia F A oder Olympia F B und Olympia T 696 J

Name: _____

Stand: _____

Ost: _____

Adresse: _____

Schwäche. HINZU: 6. Wäner halbjähr. 25 Jahre. Einzahlung. Preis übermäßig. Aufsicht. Schrift in Probe verschlossen um 24 Pf. Porto. Unverbindl. Chemiker Kaesbach, Berlin-Wilmersd. 151 Postfach 2.



Das weiche Herz

„Die ganze Woch' freu ich mich auf d' Jagd — und wanns nacha soweit is, erbarm' mi die Viecherl a so, daß i net schießen kann!“

Soeben erschien eine im Umfang erweiterte
und in Ganzleinen gebundene

Geschenk-Ausgabe

VON

Die lustige Arche

Ein fröhliches Buch
von **Fred Endrikat**
mit Buchschmuck von **Bold**
zum Exemplarpreis von RM. 1.80

Fred Endrikat, der einzigartige Bretteldichter, der geistreichste und temperamentvollste Konferenzler des deutschen literarischen Kabarets, hat seine von tiefgründiger Weisheit und Wahnsinn durchtränkten Tiergedichte in einem Bändchen vereinigt, das unter dem Titel „Die lustige Arche“ alle Freunde eines wirklichen deutschen Humors begeistern wird. Wir bitten zu bestellen.

G. Hirth Verlag AG., München
Herrnstraße 10

Haussmusik

Brachms musizierte einmal mit seinem Freunde, dem berühmten Wiener Gesangspädagogen Dr. Josef Wänsbacher, der wohl über eine großartige Gesangsgabe mit, nicht aber über besondere Stimmkräfte verfügte. Brachms, der ihn am Klavier zu einem Lied begleitete, spielte immer lauter, bis schließlich der Gesang seines Freundes ganz in dem Fortissimo der Begleitung unterging. Wänsbacher wurde nervös. Er brach ab und meinte ungehalten zu Brachms: „Aber Brachms, ich höre mich ja selber schon gar nicht mehr!“

„Du Glücklicher“, gab ihm Brachms zur Antwort.

Der neugierige Bobby

Der Hauptdarsteller in „Lieder ohne Worte“, der achtjährige Bobby Breen, wurde einmal mit seiner Mutter zu einer Tante bei Mac West geladen. Während er seine Schokolade trank, wandte er sich an die Fäufelhaupspielerin.

„Eag, Tante West, wie alt bist du denn eigentlich?“

Mac West meinte etwas bitteren: „Ach, siehst du, ich habe das Datum ganz vergessen!“

Damit gab sich der unblöhlige Bobby Breen jedoch nicht zufrieden.

„Eag mit wenigstens das Jahrhundert“, betete er.

Christlich

In der Endperiode der Regierung Franz Josef I. häuften sich die Wohlstandsarrangements. Einigen Heikalen Aristokraten, die unverdrossen Krenkes für verschiedenliche Projekte bildeten, attackierte sich als Kassier ein Wiener Bankfunktionär, der auf allen katholischen Veranstaltungen in den Vordergrund sich schob, wobei er durch seine alles eher denn arischen Gesichtszüge beträchtliches Aufsehen erregte. Eine anonyme aristerphanische Junge taufte ihn: „Messignore Anspöck“. Und der satirische Demherr Graf Alexander bemerkte zu dem aufdringlichen Getue des Bankiers mit Ironie: „Bist Eiel! An dem Anspöck ist doch nichts christlich, als das Kreuz, das er mit seiner Frau hat.“

Auf schwachen Beinen

Staatskanzler Fürst Metternich hatte den jüdischen Bankier Sieno zufen lassen ein Anleihen wegen. Vorher aber machte der Staatskanzler dem Geldmann Vorwürfe, weil dessen Sohn der deutschen Studentenbewegung sich angeschlossen und nach dem Berichte eines Polizeispiegels eine Mäse heimlich getragen hatte. „Ich mache Sie auf die schiefen Richtung Ihres Sohnes aufmerksam mit Nachdruck, weil sie dem Staatsinteressen zuwiderläuft“, sagte Metternich, „und nun verhandeln wie über das Geldprojekt.“ Da erwiderte Sieno: „Durchlaucht! Es fällt das Projekt unter den Tisch! Ich leibe mein Geld nicht einem Staat, der sich vor mei' Nothwil fürcht!“

Wie es gemacht wird

Wie Sie Ihre besten Aufnahmen finanziell verwerten, das zeigt Ihnen das Buch **DEINE KAMERA GEHT GELD VERDIENEN**, das soeben in neuer Auflage mit ca. 100 Adressen für den Bilderverkauf erschien und nur 75 Pfg. kostet. —

Ein unentbehrliches Hilfsmittel werden aber auch für Sie gute Belichtungstabellen sein. Unter dem Titel **BE LICHT E RICHTIG** liegen von J. Drausinger für 60 Pfg. neue Tabellen für Tages- und Kunstlicht in einzigartiger Übersichtlichkeit vor, die ein handliches Taschenformat haben. Interessieren Sie sich aber besonders für die Fragen der richtigen Belichtung, dann lesen Sie am besten das Buch **AUF DIE BE LICHTUNG KOMMT ES AN** von J. Drausinger, das RM. 1.10 kostet. Alle diese Schriften erhalten Sie durch jeden Foto- oder Buchhändler bzw. unmittelbar vom **GERHARD ISERT VERLAG IN MAGDEBURG-SUDENBURG**

4. Tausend 75 Pfg.

Nicht im Buchhandel:

Der vorbeugende Gesundheitstidnt der Lebensvericherung

Für Vertrauensärzte und Lebens-
versicherungs-Fachleute

Von **Josef Mayer-Koy**
Schriftleiter in München

Als Manuskript gedruckt
portofrei **1.25 Reichsmark**

Nur gegen Voreinsendung des
Betrages zubeziehen durch:

G. Hirth Verlag AG., München
Herrnstr. 10, Postcheck-Kto. 5424 München

Na eben

Frau Beirachsen hat einen Fredericus-Film
gesehen.

„War ja ganz nett“, meint sie, „aber ich
habe mich doch gewundert, daß man als
Hauptdarsteller so ein kleines, dünnes Männ-
chen genommen hat. Es gibt doch so viele
große stattliche Schauspieler!“

Der bessere Anwalt des Himmels

Dem berühmten Kanzelfredner
Bourdalone machte man einst das
Kompliment, er sei der beste Pre-
diger ganz Frankreichs.

„D nein“, wehete Bourdalone
ab, „das ist der Kapuziner von
St. Antoine! Auf seine Predigten
hin haben schon Diebe die Uhren
und Geldbeutel zurückgegeben, die
sie bei den meinen gestohlen
hatten!“ H. M.

Bismarck und der Frank- furter Oberkellerer

Von F. Silbereien

Zu den Verhandlungen über
den definitiven Frieden reiste
Bismarck in Züri nach Frankfurt
am Main und stieg dort in
seinem gewohnten Gasthof ab.
Der Oberkellerer erlaubte sich nun
die Bemerkung, daß er den
Fürsten im schlichten Schwarz bei-
nahe nicht wieder erkannt hätte.

„Ja, mein Herr“, entgegnete
der Reichskanzler, „das ist den
Herren Franzosen nicht anders
ergangen wie Ihnen: die haben
uns auch erst erkannt, als wir die
Umform anstehen!“

Aus Amerika

„Gebisse für Säuglinge. Schon manche
junge Mutter hat den zahmlosen Mund ihres
kleinen Lieblings als störend empfunden. Lat-
täglich kann man nicht leugnen, daß dieser
Mangel einen gewissen Schönheitsfehler dar-
stellt. Nun hatte Dr. Claude Wapper die
Idee, Zahnpfeifen für Säuglinge und
Wickelkinder herzustellen. Seitdem ein sechs-
monatiges Baby bei einer in Palmbeach ver-
ankerten Kinder Schönheitskonferenz mit einem
Wapperchen Gebiß den 1. Preis erhielt, kann
Dr. Wapper den vielen Bestellungen nicht
mehr nachkommen. (Während des Säugens
wird natürlich die winzige Zahnpfeife ent-
fernt.) Gebisse für Säuglinge sind jetzt große
Wörter bei den ebreten Zehntausend, andere
Schichten können sie sich ohnehin nicht leisten.
Die Gebisse, die besonders sorgfältig, außer-
ordentlich leicht und dabei doch sehr widerstands-
fähig gearbeitet sein müssen, stellen sich nämlich
verläufig noch auf 800 Dollar. Aber man
kann bezweifeln, daß viele Eltern die große Aus-
gabe nicht scheuen — gibt es etwas Schöneres,
als wenn so ein süßes kleines Fräulein beim Lachen
eine Reihe blühender Zähne zeigt?“ („Gerald
Post“, Louisville, Kentucky.)

Und wie!

„Liebt Ihr Mann Sie noch?“
„Und wie! Besonders im Schlaf verrät er
sich. Da jagt er mir so liebe Dinge — nur
nennt er mich dabei immer verächtlich mit
einem falschen Namen.“

Der dunkle Punkt

„Die müßtest du heiraten. Es hat zwar
einen dunklen Punkt in ihrer Vergangenheit,
aber sie besitzt 3000 Mark.“
„Zu wenig. Kennst du nicht eine Frau mit
ein paar mehr dunklen Punkten?“

Gentleman

„Mein Bräutigam ist ein Gentleman vom
Ehbetitel bis zur Sohle.“
„Meiner auch. Außerdem ist er noch zehn
Zentimeter länger als deiner.“

Mißverständnis

Kurt: „Mutti, morgen machen wir einen
Schauausflug!“

Mutter: „Wievlich?“

Kurt: „Ja, der Herr Lehrer hat gefragt, heute
machen wir den Schluß und morgen — — fahren
wir fort!“

Beim Zahnarzt

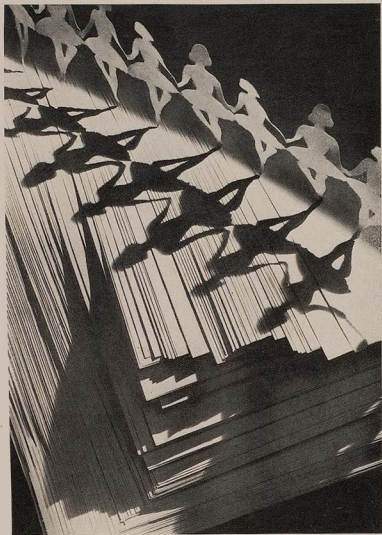
Zu einem Zahnarzt in der Stadt kommt eine
schüchternere Bauernmutter und fragt, was das
Zahnziehen koste. Meint der Zahnarzt:
„5 Mark und 10 Mark schmerzlos!“ Nach-
dem der Zahn gezogen ist, greift sie zur Börse
und fragt: „War das schmerzlos?“

Kindermund

Else: „Meine Eltern behandeln meine
Dienstmädchen, als ob es zur Familie gehörte!“
Lotte: „Meine nicht — die müssen mit ihm
sehr höflich sein!“



„Kannst du denn die Zeitung nicht lesen, wenn ich nicht zugegen bin?“
„Wann bist denn du einmal nicht zugegen?“



Die Kunstlichtsaison ist eröffnet

Wenn der November mit seinen langen Abenden, seinen trüben Nebeltagen und seinem unfreundlichen Wetter einzieht, dann kommt besonders die Kunstlichtfotografie zu ihrem Recht. Kunstlichtaufnahmen lassen sich so ungezwungen basteln und schaffen zu, daß gerade hierdurch die jetzt vor uns stehende Zeit nicht ungenützt bleiben soll.

Grundsätzlich können wir heute wegen der panchromatischen Filme mit jeder Lichtquelle fotografieren. Ein brennendes Streichholz, mit dem sich jemand die Zigarette anzündet, Kerzenlicht und gewöhnliche Glüh-

lampen genügen vollauf, um gute und richtig durchbelichtete Aufnahmen herzustellen. Wer zu möglichst kurzen Belichtungszeiten gelangen will, mag sich eine besondere Aufnahmelampe, die Nitraphot-Lichtquelle, zulegen, die speziell fotografisch aktinische Strahlen entsendet.

Ein paar ganz unscheinbare Gegenstände aus der Küche, ein paar Gläser oder irgendwelcher Hausrat kann im Kunstlicht das schönste Motiv liefern. Wir bauen die Gegenstände auf einem hellen Untergrund oder vor einem entsprechend getönten Hintergrund auf und geben ihnen durch die Art der

Beleuchtung ihr fotografisches Leben. Nicht viel tragen wir zusammen, sondern ein, zwei oder auch drei Teile genügen vollauf, um ein wirksames Motiv zu ergeben. Allzu viel würde sogar eher schaden als nützen. Denn dann entsteht ein Gewimmel, und das Licht- und Schattenspiel, das unsere Lichtquelle liefert, könnte nicht recht zur Geltung gelangen.

Je einfacher unsere Motive sind, um so besser werden sie wirken. Figuren aus Papier mit einigen Schatten vermögen ungeheuer viel zu sagen, wie das unsere „Ballet“-Aufnahme zeigt. Kunstlicht ist also eine Möglichkeit, um aus scheinbar nichts etwas recht Wirksames erstehen zu lassen.

Personenaufnahmen werden wir schlicht und einfach anfertigen. Nur keine „malerschen Hintergründe“ oder anderes unnützes Beiwerk. Uns interessiert ja allein der Mensch, und jedes Drum und Dran muß notwendig ablenken.

Unser Hauptaugenmerk haben wir der Frage der Beleuchtung zuzuwenden. Im wesentlichen gibt es zwei Formen. Die mehr im Abstrakten liegende Weise betont Hell-Dunkel-Werte, bezieht sich also auf betonte Lichtgegensätze. Viel Schatten und einige markante Spitzlichter, das ist hier Prinzip. Am besten schaffen wir das mit Gegen- bis strengem Seitenlicht. Die andere Form bezieht sich auf eine Herausarbeitung des Körperlichen, der Gestalt. Musterbeispiel ist im wesentlichen das Porträt und der Mensch überhaupt, so weit er nicht Mittel für Lichteffekte wird. Hier muß mit Licht moduliert werden, und Härten sind ganz und gar nicht am Platze. Andererseits muß eine reine Beleuchtung von vorn unzweckmäßig sein, weil hier wieder das Körperliche, die Gestalt, zurücktritt. Auch hier werden wir also Seiten- und Gegenlicht verwenden, bloß zum Unterschied zur ersten Form für eine Aufhellung der Schattenpartien sorgen. Das gelingt durch Anwendung eines Reflektors oder einer Zusatzbeleuchtung. Und so wollen wir uns für die mehr körperhafte Kunstlichtfotografie merken, daß jeder Beleuchtung eine Gegenbeleuchtung zu entsprechen hat, von einigen wenigen Ausnahmefällen abgesehen.

Kunstlicht gibt keine technischen Schwierigkeiten. Denn die Lichtquellen sind ja konstant und ermöglichen daher eine stets passende Belichtungsdauer. Das befreit von gewissen Schwierigkeiten; und es bleibt eine ausschließliche Beschäftigung mit gestalterischen Fragen, die gerade das Arbeiten mit Kunstlicht so besonders reizvoll machen. Jetzt also gehört die Kamera schon gar nicht in irgendeine Ecke. Denn vor uns stehen neue Aufgaben, die heute jeder meistern kann.

g-1

Lest die Fotowelt